



Telemachos

Fachbrief über Patenschaften und Mentoring

- Ausgabe Nr. 23/ September 2020 -

In dieser Ausgabe

Editorial

1. Fünf Fragen an... Annedore Prengel: „Patinnen und Mentoren können wirklich den Unterschied machen“

Eine Erziehungswissenschaftlerin hat erforscht, wie es um die pädagogischen Beziehungen an deutschen Schulen steht. Auch aus den Einsichten daraus leitet sie ab: Für Kinder und Jugendliche, die unter Lehrkräften leiden, kann Mentoring oder eine Patenschaft viel auffangen. Im Interview erläutert sie u.a., worin diese Potenziale bestehen, was Patinnen und Mentoren dafür (nicht) tun sollten und warum Programme eine „Ethik pädagogischer Beziehungen“ beachten sollten.

2. Wie wirkt's: Bessere Chancen fürs Gymnasium: Mentoring als nachhaltiges Instrument gegen soziale Ungleichheit in Bildungskarrieren

Diese Langzeit-Studie über ein deutsches Programm darf man wohl einen Meilenstein nennen. Denn VerhaltensökonomInnen liefern damit den Beweis, dass Mentoring die Bildungschancen sozial benachteiligter Kinder verbessern kann. Und das bei einem guten Kosten-Nutzen-Verhältnis.

3. Was kommt: Vom E-Mentoring gleich weiter zum Mentoring 4.0: Neue Technologien, neue Verbindungen, neue Rollen!?

In den USA scheint man eine neue Stufe der Digitalisierung des Mentorings zu zünden: Mentor/innen sollen via App auf das Smartphone ihres Mentees zugreifen können, um zu überwachen, ob diese ihre Übungen auf der Bildungs- oder Gesundheit-App erledigt haben. Ist das schon Helikopter-Mentoring oder nur notwendige Innovation?

Vorschau/ Impressum

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

Es ist in diesen Zeiten nur ein schwacher Trost, denn die Corona-Umstände werden die Bildungschancen ohnehin benachteiligter Kinder wahrscheinlich zusätzlich verschlechtern.

Aber deutsche Verhaltensökonom/innen haben jetzt einen Beweis veröffentlicht, der eine besondere Kraft des Mentorings belegt: Es kann schulische Laufbahnen positiv beeinflussen und soziale Ungleichheiten dabei abbauen. Obwohl der untersuchte Ansatz 'nur' Freizeitaktivitäten vorsieht, schafften es viele der beteiligten Grundschüler/innen eher aufs Gymnasium.

Bevor wir von dieser Studie berichten, hat im Interview eine Professorin das Wort, die Beziehungen an Schulen untersucht hat. Aufgrund dieser Einsichten, so zeigt sich, weiß sie Patenschaften und Mentoring besonders zu würdigen. „Mal angenommen“, so fragten wir sie, zusätzlich zu unseren fünf Fragen, „Sie könnten eine halbe Minute lang zu Patinnen und Mentoren sprechen, was würden Sie sagen?“

Ihre Antwort: „Ich würde ihnen vermitteln, wie unendlich wichtig ihre Arbeit ist. Ich würde sie darin bestärken, Partei für diese Kinder zu ergreifen, und sagen: Das Interesse der Kinder, an dem sie sich ja schon orientieren, ist etwas sehr Kostbares. Und bitte immer die Bedürftigkeit der Kinder berücksichtigen. Denn sie kriegen viel Gegenwind.“

Im Interview gibt sie Hinweise, was die Freiwilligen genau tun können, wenn Mentees in der Schule straucheln oder an einer Lehrkraft zu leiden haben. Und sie vermittelt, dass es gar nicht schlecht wäre, wenn Patenschafts- und Mentoring-Programme ethische Leitlinien haben.

Pädagogisch anders angelegt ist wohl der neueste Trend aus den USA, den wir außerdem kurz beschreiben: Mentor/innen sollen via App kontrollieren können, ob Mentees auf Lern- oder Gesundheits-Apps schon ausreichend geübt haben, und sie ggfs. dazu ermutigen. Ja, wirklich, so ungefähr, so revolutionär!

Kommen Sie auch ganz gewöhnlich und vor allem virenfrei durch den Herbst!

Ihr Telemachos

P.S. Das Zitat der Professorin oben wie auch das Interview dürfen Sie natürlich gerne weiterleiten oder in eigenen Texten/ Newslettern etc. nutzen, ohne uns zu fragen. Es braucht nur eine Quellenangabe.



1. Fünf Fragen an... Annedore Prengel: „Patinnen und Mentoren können wirklich den Unterschied machen“

Man tut Annedore Prengel wahrscheinlich nicht unrecht, sie als eine 'Grand Dame' der deutschen Erziehungswissenschaften zu bezeichnen. Die emeritierte Professorin der Universität Potsdam kann auf ein reiches Forscherinnen-Leben zurückschauen, das der Praxis eng verbunden blieb. Kitas und Schulen gab sie dabei wichtige Impulse – gerade zu heiklen Themen, wie seelischen Verletzungen an Bildungseinrichtungen. So hat sie als eine der Autorinnen der „Reckahner Reflexionen“ eine „Ethik pädagogischer Beziehungen“ formuliert und eine internationale Konferenz dazu initiiert, was Kinderrechte mit der Qualität von Lehrkraft-Kind-Interaktionen zu tun haben. Buchtitel wie „Pädagogik der Vielfalt“ oder „Inklusive Bildung“ zeigen, worum es ihr geht. Zu Mentoring und Patenschaften hat sie noch nicht viel gehört und gelesen – „das muss noch viel bekannter werden“, sagt sie –, ihre Zusage zu einem Interview kam aber sofort.

Telemachos: Was sollten Außenstehende wie Patinnen und Mentoren über die Beziehungen von jungen Menschen an Schulen wissen?

Annedore Prengel: „In der Schule gibt es ein umfassendes Beziehungsgeflecht, das

sich stets bewegt und verändert. Offensichtlich sind da zunächst die Beziehungen der Schüler/innen zu den erwachsenen Lehr- und Fachkräften auch anderer Berufe und den Schulleiter/innen; dann die zu den Gleichaltrigen oder Kindern aus anderen Jahrgangsstufen. Aber auch an die Beziehungen zu den Lerngegenständen sollte man denken, die wir Sachbeziehung nennen.

Wie ist es nun um diese Beziehungen bestellt? Wie jeder weiß, können sie sehr unterschiedlich ausgeprägt sein. Einflussreich dabei sind die Erwachsenen, die das Beziehungsgeschehen gestalten. Manche sind sehr freundlich, großzügig, zugewandt, fair. Daneben gibt es Situationen, da verhalten sich Erwachsene an der Schule unfreundlich, sogar demütigend und kränkend.

Lange Zeit wusste niemand genau, wie oft es vorkommt, dass Lehrkräfte nicht professionell handeln. In einem Forschungsteam haben wir deshalb einen gemeinsamen Bogen entwickelt, mit dem wir Unterricht beobachten und protokollieren. Bislang konnten wir über 12.000 einzelne Interaktionsszenen auswerten. Das Ergebnis: Vermutlich sind etwa drei Viertel aller Aktionen von Erwachsenen gegenüber Kindern in der Schule anerkennend oder neutral, ein Viertel verletzend.

Unter diesen verletzenden Aktionen wiederum ist jede zwanzigste sehr verletzend. Ein Beispiel dafür: Ein Lehrer sagt zu einem Jungen in der 9. Klasse: 'Das kannst du sowieso nicht'. Darauf der Junge: 'Ich will es aber versuchen.' Der Lehrer: 'Schreib wenigstens deinen Namen drauf, damit überhaupt was drauf steht.' Solch Adressierungen mit destruktivem Tenor oder sogar expliziten Aussagen wie 'du bist dumm', 'du bist faul' oder 'das kannst du nicht' haben wir als sehr verletzend eingestuft.

Wir konnten den Kindern ansehen, wie schlimm solche Verletzungen für sie sind. Wer so negativ angesprochen wurde, starrte vor sich hin oder guckte nach unten. Manche Kinder fingen an zu weinen, andere mit wenig Selbstkontrolle schrien herum, bis sie aus der Klasse geschmissen wurden. Kinder und Jugendliche entwickeln durch die aversive Ansprache das Selbstbild, 'schlechte Schüler' zu sein. Kognitiv blockiert, können sie nicht mehr lernen.

So entstehen Schäden, die weitreichend sein können. Forschungsergebnisse belegen, dass sich negative Ansprache destruktiv auswirkt, und das nicht nur kurzfristig. Befunde zeigen etwa: Wem es als Erwachsenen psychisch schlecht geht, hat oft

sehr schlechte Erfahrungen in der Schule gemacht. Vor allem, wenn er oder sie dort keine Anerkennung gefunden hat.

Viele Schüler/innen leiden vermutlich weniger unter aversivem Lehrerhandeln. Wer eine gute, Halt gebende Beziehung zu den Eltern hat, kann das eher durchstehen. Aber wenn es Kinder betrifft, die in ihrer Familie keine guten Beziehungen erfahren oder die sonst in einer krisenhaften Lage leben, können solche Szenen zu Schulversagen führen – oder auch schon im Kindesalter krank machen.

Dazu ist noch ein Beobachtungsbefund wichtig: Wenn eine Lehrkraft ein Kind verletzt, diskriminieren auch Mitschüler/innen es oft. Das wiederum wirkt sich darauf aus, wie sie sich mit sachlichen schulischen Themen auseinandersetzen können. So kann man sich vorstellen, wie schnell ein negatives Beziehungsgeschehen an der Schule dazu führen kann, dass jemand nirgendwo in seinem Umfeld mehr auf gelingende Weise Fuß fasst. Je mehr aggressive Ansprache jemand erleidet, desto eher agiert er auch selbst aggressiv, schon um den Schmerz vorzubeugen, den er erwartet. Und so verstärkt sich ein negativer Beziehungskreislauf.“



Telemachos: Was kann vermeiden helfen, dass sich das für Schüler/innen so existentiell zuspitzt?

Annedore Prengel: „Wichtig für diese jungen Menschen ist ein Vertrauensverhältnis zu einer Lehrkraft. Es gibt zahlreiche Befunde aus der Bildungsforschung, die belegen, wie bedeutsam eine solche Beziehung sein kann. Robert Pianta etwa hat erforscht, wie es kommt, dass Kinder in hochriskanten Lebenslagen erwartungswidrig

doch Bildungserfolg haben. Das Ergebnis aus Piantas biographischen Studien: Solche Kinder und Jugendliche hatten eine Lehrkraft, die eine gute Beziehung zu ihnen pflegte, die sich kümmerte und der sie vertrauten.

Aber wenn es diese Person nicht oder nicht ausreichend für ein Kind oder Jugendlichen gibt, kann natürlich auch eine andere Bezugsperson außerhalb der Schule hilfreich sein. Entsprechend bedeutsam sind Patinnen und Mentoren, wenn sie Kindern Halt geben. Vertrauenspersonen können den entscheidenden Unterschied machen. Für manche Kinder bieten sie die seltenen Gelegenheiten, dass sie sich anerkannt fühlen, wo man ihnen zuhört, wo es auf Interesse stößt, was in der Schule passiert.

Leider bieten Fach- und Lehrkräfte den Kindern nicht immer die Anerkennung, die sie brauchen. Oft fehlen das Sensorium und Wissen dafür. Dann passiert es uns auch, dass wir als Lehrpersonen immer die gleichen Kinder negativ ansprechen, sie ausschimpfen und entmutigen. Oder dass wir sie übersehen. Ohne eine Quelle von Anerkennung können wir aber alle nicht leben, gerade Kinder sind darauf angewiesen.“

Telemachos: Was können Patinnen und Mentoren tun, die Mentees begleiten, die unter Lehrkräften oder schulischen Anforderungen leiden? Kann man beeinflussen, dass das Kind oder der Jugendliche die Lust am Lernen nicht ganz verliert?

Annedore Prengel: „Ganz egal, wie sehr Patinnen und Mentoren sich schulischen Angelegenheiten widmen oder nicht: Immer können sie das Kind bestärken in dem, was es kann. Bei allen Gelegenheiten können sie sich fragen: Was kann mein Patenkind schon, wofür interessiert es sich, wie kann man es in seinen Lernzügen weiter unterstützen? Das ist die Grundlage, um Selbstvertrauen und Freude am Lernen zu fördern.

Bei schulischen Sachen ist wichtig, sich erzählen zu lassen, was in der Schule passiert. Und herauszuhören, bei welchen Sachen vielleicht Begeisterung aufkeimt, wann die Auseinandersetzung mit einem Thema gelungen ist, mit welchen Inhalten auch immer, ganz gleich auf welchem Niveau. Besonders wichtig ist: Nicht kritisieren, was alles noch falsch gemacht wurde, sondern zeigen, wie gut weiter gelernt

werden kann. Selbst wenn vielleicht in der Schule noch so viel mit Rotstift angekreuzt wurde, immer danach schauen, was schon richtig ist und das ganz deutlich machen. Und sich selbst klar machen, immer wieder: Jedes Kind kann lernen.

Für uns Fachkräfte oder Laien ist das nicht immer leicht – zu stark sind wir alle geprägt von der Kritik an dem, was wir nicht können. Der Fokus auf Defizite steckt tief in uns. Umso wichtiger ist es, das abzuschütteln und stattdessen zu erschließen, was das Gegenüber schon erreicht. Es gibt einen hilfreichen Leitspruch: Jedes Kind ist auf seiner Stufe kompetent. Kompetenzen aufzeigen, die schon da sind, ist eine ganz große Hilfe für das Kind, denn das unterstützt auch seine Selbstbestimmung, es ermächtigt die Person selbst und macht es weniger abhängig von der Bewertung durch die Schule.

In Richtung Schule geschaut, gibt es darüber hinaus natürlich die Möglichkeit, mit einer verantwortlichen Lehrperson zu sprechen, wenn die Eltern damit einverstanden sind. Es kann hilfreich sein, der Lehrperson die Lebenslage des Kindes und seine Bedürfnisse zu erklären. Wenn Lehrende ein Kind als störend empfinden, steckt vielleicht dessen Suche nach Aufmerksamkeit dahinter. Vielleicht kann man dann von der Lehrkraft wünschen, sie möge dem Kind eine Aufgabe im Klassenraum geben, und es dafür loben, wenn es etwas zur Gemeinschaft beigetragen hat.

Ebenso gut möglich: Die Lehrkraft um Rat fragen, was man mit dem Kind besonders üben soll. Allein wenn Lehrer/innen angesprochen werden, kann das sie dazu bringen, gegenüber dem Kind umsichtiger zu sein. Als ich vor vielen Jahrzehnten als Lehrerin gearbeitet habe, ging es mir auch zuweilen so: Erst nach so einem Gespräch habe ich viel deutlicher wahrgenommen, was ein Kind jetzt brauchte.

Sollte ein Kind oder Jugendlicher schon eine Art Hass gegenüber einer Lehrkraft aufgebaut haben oder sich an einer besonders reiben, gilt es auch wieder, erst genau hin zu hören. Gegebenenfalls kann man dabei unterstützen, dass die Wut verbalisiert wird. In jedem Fall ist es wertvoll, die Selbstwahrnehmung zu unterstützen. Und auch mit den Betroffenen überlegen: 'Was kannst du tun, wenn du so wütend wirst? Wie kannst du deine Wut kontrollieren?'

Wenn situativ offensichtlich ist, der Lehrer tut dem Kind weh, kann man schon sagen: 'Ich glaube, er hat einen Fehler gemacht.' Aber nicht um Wut und Hass zu schüren, sondern um Möglichkeiten auszuloten. Man kann fragen: 'Kannst du dich

an eine Situation erinnern, wo dieser Lehrer mal freundlich war? Weißt du, was den Lehrer so auf die Palme bringt? Was macht den Lehrer so böse?'

In jedem Fall herausfinden, wie das Kind die Situation begreift. Kinder nehmen wahr, wenn ein Lehrer hilflos ist. Wenn sich zeigt, er ist wirklich gemein, zynisch und abwertend, kann man fragen, ob es Kinder gibt, denen es ähnlich ergeht. Gibt es Verbündete? Andere Kinder, die zusammenhalten und die vielleicht gemeinsam mit dem Lehrer reden können? Oder vielleicht gibt es einen anderen Lehrer, dem das Kind vertraut und den man einbinden kann.

Im schlimmsten Fall muss man aber damit rechnen, es mit einer Lehrperson zu tun zu haben, die wenig Verständnis und durchaus sadistische, feindselige Züge hat – nicht häufig zwar, aber es gibt sie, in der Schule wie in der Kita. So wie in allen Berufen auch Menschen arbeiten, die sich nicht professionell verhalten.

Dabei möchte ich nichts relativieren. Für Kinder ist das dramatisch, aufgrund der Schulpflicht sind sie ihren Lehrern weitgehend ausgeliefert. Sie können einen Lehrer nicht wie wir einen Arzt wechseln. Ich will auch davor bewahren, die Probleme schlicht 'dem System' anzulasten. Denn es gibt sehr viele außerordentlich geduldige, freundliche, professionell handelnde Menschen im Lehrerberuf – und andere, die nicht gelernt haben, die Fehler, über die wir hier sprechen, zu vermeiden.

Wenn jemand die beruflichen Standards regelmäßig übergeht, bleibt keine andere Wahl, als zur Schulleitung zu gehen. Und hat die auch keine offenen Ohren, dann sich am besten bei einer Beschwerdestelle beraten lassen.“

Telemachos: Sie sind eine der Autorinnen der „Reckahner Reflexionen“, ein Papier, das unter anderem zehn Leitlinien für 'gute' Interaktion in der Schule formuliert, ausgehend von ethischen Prinzipien, wie sie beispielsweise in den Menschenrechten verankert sind. Wir geben einen Ausschnitt aus dem Dokument hier wieder, siehe unten. Sind das Leitlinien, wie sie sich ähnlich Patenschafts- und Mentoringprogramme auch geben sollten?

Annedore Prengel: „Zwar sprechen wir in unseren Reflexionen vor allem von den Beteiligten in Kitas und Schulen, aber natürlich lässt sich das auch auf Beziehungen in anderen pädagogischen Arbeitsfeldern übertragen. Zentral ist immer der wertschätzende Umgang mit jungen Menschen, die Anerkennung ihrer Person, völlig

unabhängig zum Beispiel davon, was passiert ist und was jemand angestellt hat. Nach wie vor kann man da sagen: 'Dieses und jenes darfst du nicht.' Aber dazu kommt immer: 'Du bist ein wertvoller Mensch. Lass uns schauen, welche gelingenden Verhaltensweisen du anwenden kannst.'

Aus der Perspektive der Kinderrechte haben wir in unseren Leitlinien ethische Ansprüche an die Erwachsenen abgeleitet. Darunter Maximen, die formulieren, was man unterlassen soll, etwa das Demütigen oder entwertende Reden. Dies könnte etwas sein, was auch in Ihrem Bereich wichtig ist, wenn es etwa um Schulabschlüsse geht. Oft ist ja die Rede davon, jemand mache 'nur den Hauptschulabschluss'. Dahinter verbirgt sich eine Haltung, die jungen Menschen nicht gerecht wird, denn sie müssen unheimlich viel dafür tun, diesen Abschluss zu schaffen. Vorsicht also vor so einer hierarchisierenden Bewertung der Berufe!

Gleichzeitig sind auch die jungen Menschen gefordert und gehalten, die anderen anzuerkennen. Auch sie müssen lernen, die Grenzen anderer zu achten und für sich und für andere zu sorgen. Das wäre vielleicht wieder ein Punkt, der für Paten und Mentorinnen relevant wäre. Nach unseren Leitlinien sollten sie intervenieren, wenn zum Beispiel das Patenkind berichtet, dass es ein anderes Kind mobbt oder Zeuge von Mobbing wird, ohne etwas zu tun.

Immer bietet es sich an, die goldene Regel aufzurufen: 'Was du nicht willst, das man dir tut, das füg auch keinem anderen zu.' Wir haben noch eine einfachere Formulierung für diese Maxime gefunden: 'Tu dir selbst und anderen nicht weh.'

Dass wir als vier Wissenschaftlerinnen diese Leitlinien formulieren, ist nicht unumstritten, Normativität zieht viel Kritik auf sich. Für manche meiner Kolleginnen und Kollegen ist es abwegig, abzuleiten, was Menschen tun sollen, wie wir das in den Reflexionen gemacht haben. Man solle, sagen sie, sich darauf beschränken, zu beschreiben, was ist.

Für mich kein stichhaltiger Einwand. Denn überall haben und brauchen wir Normen, etwa durch die demokratische Verfassung oder durch Menschenrechte. Alle Kulturen verfügen über 'normative Ordnungen' dazu, wie Menschen Schaden anrichten und Gutes tun können. Die Medizin hat ethische Prinzipien benannt, die internationale Gültigkeit haben, wie etwa: Nicht schaden, Gutes tun, Autonomie und Selbstbestimmung bewahren, alle Patienten gleichermaßen gerecht behandeln. Und ich

habe versucht, in meinem Buch 'Pädagogische Ethik in Kitas und Schulen' solche Prinzipien für die Pädagogik zu formulieren.

Wenn wir Fragen der Ethik wie 'Wie sollen wir handeln, was wollen wir tun?' ausklammern, käme mir das verantwortungslos vor. Ich finde es auch wichtig, die Normen zu klären, nach denen wir handeln wollen oder nicht.

Um auf Ihre Frage zurückzukommen: Ja, für mich wäre es naheliegend, wenn Sie auch für Ihr Feld Prinzipien formulieren und übertragen.“

Wir dokumentieren hier die „Leitlinien“ aus den
„Reckahner Reflexionen zur Ethik pädagogischer Beziehungen“,
u.a. herausgegeben vom Deutschen Institut für Menschenrechte, Berlin, und dem
Deutschen Jugendinstitut e.V., München, Quelle [hier](#).

Leitlinien

Was ethisch begründet ist:

1. Kinder und Jugendliche werden wertschätzend angesprochen und behandelt.
2. Lehrpersonen und pädagogische Fachkräfte hören Kindern und Jugendlichen zu.
3. Bei Rückmeldungen zum Lernen wird das Erreichte benannt. Auf dieser Basis werden neue Lernschritte und förderliche Unterstützung besprochen.
4. Bei Rückmeldungen zum Verhalten werden bereits gelingende Verhaltensweisen benannt. Schritte zur guten Weiterentwicklung werden vereinbart. Die dauerhafte Zugehörigkeit aller zur Gemeinschaft wird gestärkt.
5. Lehrpersonen und pädagogische Fachkräfte achten auf Interessen, Freuden, Bedürfnisse, Nöte, Schmerzen und Kummer von Kindern und Jugendlichen. Sie berücksichtigen ihre Belange und den subjektiven Sinn ihres Verhaltens.
6. Kinder und Jugendliche werden zu Selbstachtung und Anerkennung der Anderen angeleitet.

Was ethisch unzulässig ist:

7. Es ist nicht zulässig, dass Lehrpersonen und pädagogische Fachkräfte Kinder und Jugendliche diskriminierend, respektlos, demütigend, übergriffig oder unhöflich behandeln.
8. Es ist nicht zulässig, dass Lehrpersonen und pädagogische Fachkräfte Produkte und Leistungen von Kindern und Jugendlichen entwertend und entmutigend kommentieren.
9. Es ist nicht zulässig, dass Lehrpersonen und pädagogische Fachkräfte auf das Verhalten von Kindern und Jugendlichen herabsetzend, überwältigend oder ausgrenzend reagieren.
10. Es ist nicht zulässig, dass Lehrpersonen und pädagogische Fachkräfte verbale, tätliche oder mediale Verletzungen zwischen Kindern und Jugendlichen ignorieren.

Telemachos: Was verbinden Sie noch mit der Rolle von Patinnen und Mentoren und der Aufgabe, deren Engagement zu managen und zu fördern?

Annedore Prengel: „Ich finde es wichtig, dass man nicht mehr verspricht, als man halten kann. Macht sich ein Kind Hoffnungen auf eine sehr intensive persönliche Beziehung, die dann nicht gelebt wird, kann das schlimm für ein Kind sein. Viele haben ja viel entbehrt ihre Bedürftigkeit ist riesengroß und damit auch die Verletzlichkeit. Umso wichtiger kann es sein, eine persönliche Grenze zu wahren, auch was Körperkontakt anbelangt, und vielleicht sogar, auch wenn das Außenstehende schwer einschätzen können, darauf zu verzichten. Und: Wie schafft man es zum Beispiel, traumatisierende Beziehungsabbrüche zu vermeiden? Wie kann man eine Trennung, egal aus welchem Grund sie geschieht, so gestalten, dass das Kind nicht noch zusätzlich leiden muss?

Bei so einer verantwortungsvollen Rolle ist es natürlich hilfreich, Supervision in Anspruch zu nehmen und mit anderen Paten und Patinnen Fälle zu besprechen. Die Patenkinder können ja die Freiwilligen auch an ihre Grenze bringen, wütend machen etc. Dann es ist wichtig, als Erwachsener den subjektiven Sinn dessen zu verstehen, was das Kind mit seinem Verhalten sagt. Dafür sind Inter- und Supervision hilfreich und wahrscheinlich unerlässlich.

Natürlich dürfen die, die das alles organisieren, nicht naiv vorgehen, sondern müssen auf solche und andere Stolperfallen achten. Eine große Verantwortung! Schließlich haben sie auch zu verhindern, dass sich da keine irgendwie sadistischen oder missbrauchenden Menschen einschleichen. Aber nachdem ich einige Ausgaben Ihres Fachbriefs gelesen habe, bin ich insgesamt sehr beeindruckt und erfreut, wie hoch reflektiert und wissenschaftlich fundiert das schon gemacht wird.

Darüber hinaus möchte ich sagen: Es gilt, Ihre und ähnliche Initiativen noch mehr bekannt zu machen. Sie sind viel zu wenig bekannt! Angesichts der großen Bedeutung, die eine Patenschaft für Heranwachsende haben kann, sollte das einen anderen Stellenwert einnehmen – und aus politischer Sicht unbedingt unterstützt werden.“

Zum Nachlesen:

Für einen Überblick über die Publikationen von Annedore Prengel siehe [hier](#).



2. Wie wirkt's:

Bessere Chancen fürs Gymnasium: Mentoring als nachhaltiges Instrument gegen soziale Ungleichheit in Bildungskarrieren

Falls Sie immer schon gedacht oder gehofft haben, Mentoring könnte etwas gegen Bildungsungerechtigkeit ausrichten: Verhaltensökonominnen haben diese Hypothese jetzt bestätigt. In einer sorgfältigen, in Europa einzigartigen Studie beweisen sie: Mentoring kann die Chancen benachteiligter Kinder erhöhen, auf das Gymnasium zu kommen. Einen der Autoren hatten wir schon mal interviewt ('Telemachos'-Ausgabe

Nr. 2 [hier](#)), damals deutete er dieses Ergebnis schon an, jetzt aber ist die Studie erst öffentlich zugänglich.

Wer wurde wie untersucht?

Weil aus dem Datenfundus dieser Langzeit-Studie noch weitere spannende Erkenntnisse zu erwarten sind und weil man schon heute von einem Meilenstein sprechen kann, von einer zentralen Bezugsgröße der europäischen Mentoring-Forschung, wird hier etwas genauer erläutert, wie die Forschenden vorgegangen sind.

Die Daten stammen aus einem Familien-Panel, das das 'briq – Institute on Behavior and Inequality' aufgebaut hat. Seit 2011 werden dabei Kinder und Eltern bis heute kontinuierlich untersucht, insgesamt mehr als 600 Familien im Raum Köln/Bonn. Alle leben in einem so genannten 'niedrigen sozioökonomischen Status', laut Definition bestimmt über ein niedriges Einkommen, niedrige Bildung oder alleinerziehendes Elternteil.

Zu Beginn wurden 212 Kinder per Zufall ausgewählt, um sie der sogenannten Treatment-Gruppe zuzuordnen. Während diese Kinder über das Programm 'Balu und Du' ein Jahr lang einen Mentor/eine Mentorin an die Seite gestellt bekamen, mit dem sie wöchentlich etwa einen Nachmittag mit Freizeitaktivitäten verbrachten, bildeten weitere 378 die 'unbehandelte' Kontrollgruppe; sie blieb ohne Mentoring, wurde aber weiter untersucht. Zudem wurde eine weitere Kontrollgruppe zusammengestellt: 122 ähnlich alte Kinder aus Elternhäusern mit hohem sozioökonomischen Status. Mit ihren Daten wurde es möglich, Unterschiede in der Entwicklung auszumachen.

Diese Versuchsanordnung mit Zufallsauswahl und Kontrollgruppen, randomisierte kontrollierte Studie (RCT) genannt, ist angelehnt an medizinische Verfahren und gilt als der Goldstandard empirischer Sozialforschung, wenn es darum geht, Effekte einer Intervention kausal nachzuweisen.

Als das Mentoring begann, waren die Kinder im Mittel 7,8 Jahre alt, also in der zweiten und dritten Klasse. Um herauszufinden, wie sich das Mentoring langfristig auswirkt, wurden die Kinder nicht nur zum Ende des Mentorings im Jahr 2012 befragt, sondern bis heute in jährlichen Abständen; gerade wird die neunte Untersuchungswelle vorbereitet. So können die Forscher verfolgen, auf welche Schule die Kinder kamen und wie sie sich dort behaupteten und abschnitten. Für die Frage, wie es die Kinder aufs Gymnasium schafften oder nicht, wurden Daten aus einer Stichprobe

von 500 Heranwachsenden des obigen Panels ausgewertet, die zum letzten Untersuchungszeitpunkt in der 9. und 10. Klasse waren.

Wie aufwändig und genau die Studie vorgeht, offenbart sich auch in der Vielfalt und Breite der Daten, die von Kindern und Eltern erhoben werden. So setzten die Forscher im Raum Köln/ Bonn neben Fragebögen und Interviews anfangs auch Verhaltensexperimente ein, Diktatorspiele etwa, um etwa das Niveau prosozialen Verhaltens zu messen (siehe dazu Telemachos Nr. 2 [hier](#)). Dazu wurden auch die sozialen Interaktionen zwischen Kindern und Müttern beobachtet. Wie sich das für eine Interventionsstudie nach medizinischem Vorbild gehört, wissen zum Beispiel die geschulten Interviewer/innen nicht, welches Kind welcher Gruppe angehört. Im Hinblick auf die Schule wurden Eltern unter anderem auch nach der Schulauswahl und den schulischen Leistungen des Kindes gefragt. Vom Design der Studie und seiner langfristigen Anlage her, kennen wir auf diesem Level keine vergleichbaren Studien zumindest nicht aus der europäischen Mentoring-Forschung.

Aber warum interessieren sich eigentlich Ökonomen für Mentoring?

Diese Frage stellt sich noch mehr, wenn man bedenkt, dass der Initiator der Studie, Armin Falk, Teile eines Preisgelds, das er zuvor für seine verhaltensökonomische Forschung erhalten hatte, für diese Studie zu Mentoring einsetzte.

In einem [Interview](#) führt er aus, warum: Früher habe man in seinem Fach gedacht: „Mehr Gleichheit kostet Wachstum. Das war eine Karikatur der Wirklichkeit, entstanden aus einer unterkomplexen Modellwelt. Inzwischen mehren sich die Befunde, dass sehr ungleiche Gesellschaften auch sehr ineffizient sind.“ Das veranschaulicht er mit den Folgen, die es hat, wenn die Begabungen und Persönlichkeiten von Kindern mehr oder weniger gefördert werden, abhängig von Ausbildung und Unterstützung des Elternhauses.

„Wenn wir die Potenziale in der Gesellschaft nicht nutzen, dann ist das nicht nur ein Gerechtigkeits-, sondern auch ein Effizienzproblem.“ Humane Ressourcen werden sozusagen verschwendet, wenn Kinder aus benachteiligten Lebensumständen ihr Potenzial nicht ausschöpfen. Um davon wegzukommen, müsse man untersuchen, wie man die Entwicklung von Persönlichkeiten beeinflussen kann, wenn soziale Umstände sie negativ beeinträchtigen. „Jedes Land hat damit zu kämpfen“, sagt Armin

Falk, „dass die unmittelbaren Lebensumstände die Persönlichkeit stark vorbestimmen. Und darin liegt ein doppelter Auftrag: zu verstehen und zu verändern.“

Was sind die zentralen Ergebnisse?

Die Forschenden können mit dem Panel unterschiedliche Fragestellungen beantworten. Nach und nach bringen sie die Ergebnisse ans Licht. Zuletzt also: Wie ist das mit dem Übergang auf weiterführende Schulen? Was kann Mentoring hier ändern?

Betrachten wir zunächst die Kontrollgruppen ohne Mentoring: Während von den Kindern mit niedrigem sozioökonomischem Status 48% nach der vierten Klasse auf das Gymnasium kamen, waren es bei denen mit hohem sozialökonomischem Status 80%. Die Kinder mit niedrigem sozialökonomischem Status, die aber ein Jahr lang mit Mentoring gefördert wurden, liegen dazwischen: Für 59% von ihnen ging es auf das Gymnasium.

Das bedeutet: Die Wahrscheinlichkeit, auf diesen höheren Bildungsweg zu gelangen, hat sich für Kinder mit niedrigem sozioökonomischem Status um 11% erhöht. Klingt nicht viel, ist aber für die Wissenschaftler ein „beträchtlicher“ Effekt, „etwa doppelt so groß wie der Effekt, bei Schuleintritt etwa ein Jahr älter zu sein“.

Allerdings kann man jetzt fragen: Haben die Kinder auch langfristig etwas davon, dass sie auf das Gymnasium gekommen sind? Schließlich heißt es, die Gruppe, die den Sprung dorthin gerade so schafft, täte sich oft schwer, bliebe eher sitzen, bis es doch wieder eine Stufe tiefer geht, dann nur mit angeknackstem Selbstvertrauen.

Für die Forschenden eine falsche Annahme. Zumindest finden sie in den Daten keine Anhaltspunkte dafür, dass die Kinder, die es mit Mentoring auf das Gymnasium schaffen, Leistungseinbrüche haben oder sitzenbleiben. Auch ihre Freude, zur Schule zu gehen, unterscheidet sich nur geringfügig von den 'besser gestellten' Mitschüler/innen. Es läuft bei ihnen über all die Jahre ähnlich stabil wie bei Letzteren.

Und wie hat Mentoring das bewirkt?

Das ist eine große Frage, denn es gibt zwei Aspekte, die erstaunlich sind: Zum einen hatte das Mentoring, das die Kinder erlebten, nichts mit Schule zu tun. Man ging kicken, kochte zusammen, las, spielte etc. – von zusammen Pauken keine Spur. (Eine Erklärung könnte sein, dass die Kinder etwa beim Kochen oder Spielen

nebenbei mehr Selbstorganisation gelernt haben, eine Fähigkeit, die ihnen auch in der Schule hilft; siehe dazu die Interviews in 'Telemachos' Nr. 4 [hier](#) und Nr. 20 [hier](#).)

Zum anderen verwunderlich: Zum Zeitpunkt der Entscheidung für oder gegen das Gymnasium lag das einjährige Mentoring schon lange zurück, mindestens ein Jahr ist es beendet. Der Mentor, die Mentorin ist selbst nicht mehr präsent, aber der Effekt wirkt immer noch weiter.

Halten wir fest: Etliche Kinder schaffen es, offenkundig aufgrund des Mentorings, eher aufs Gymnasium. Und sie halten sich dort gut, auch in der neunten oder zehnten Klasse noch. Was kann der Mechanismus sein, der diese Veränderungen bewirkt hat?

Hier bieten die Forschenden folgende Erklärung an, ausgehend von einer statistischen Berechnung, die sich Pi mal Daumen mit „einfache nichtparametrische Zerlegung des Gesamtbehandlungseffekts“ übersetzen lässt. Jedenfalls sagen sie: Zu einem Drittel hängt der Effekt damit zusammen, dass Mentoring die Mentees ermutigt hat, sich mehr anzustrengen. Mit mehr Motivation und mehr Leistung beeinflussen sie die Lehrkraft, die ihnen mehr zutraut und eine entsprechende Empfehlung gibt. Eine wichtige Hintergrund-Info dazu: Wir befinden uns NRW, die Empfehlung der Schule erfolgt am Ende der vierten Klasse – sie lässt sich aber durch die Eltern überstimmen.

Und die anderen zwei Drittel des Mentoring-Effekts? Sie haben damit zu tun, dass Eltern ihre Entscheidungsfindung verändern. Mentoring scheint Eltern mit niedrigem sozioökonomischen Status dazu zu veranlassen, sich mehr wie Eltern mit hohem sozioökonomischen Status zu verhalten. Und das bedeutet: Sie folgen zunehmend der Empfehlung der Lehrkräfte für das Gymnasium. Oder sie überstimmen die Empfehlung, wenn sie davon abweicht.

Was ist das Fazit der Autor/innen?

Sie sagen, sie hätten eine gute und eine schlechte Nachricht. Die schlechte: Auch in ihrer Studie konnten sie eine Schiefelage erkennen, die schon vielfach beobachtet wurde: Es hängt nicht nur von den Leistungen, sondern auch vom sozioökonomischen Hintergrund ab, ob Kinder aufs Gymnasium kommen. Wessen Eltern besser gestellt sind, hat größere Chancen, qualitativ hochwertige Bildung zu erhalten. Das sei „wahrscheinlich wirtschaftlich ineffizient“, denn so werde Potenzial verschwendet.

Die gute Nachricht: „Sozialprogramme, wie zum Beispiel Mentoring, können die Bildungschancen benachteiligter Kinder erheblich verbessern.“ „Aus politischer Sicht bemerkenswert“ sei an diesem Befund, dass solche Programme „ziemlich kosteneffektiv“ seien, mit nur etwa 1.000 Euro pro Tandem, wie sie angeben. Den individuellen Nutzen für die begleiteten Menschen wie den gesellschaftlichen Nutzen schätzen sie höher als die Kosten ein, ein gutes Kosten-Nutzen-Verhältnis also.

Und dann finden die Autor/innen noch: Ein Mentoring-Programm wie das untersuchte 'Balu und Du' hat einen besonderen Wert, weil es gut skalierbar, also leicht weiterzuverbreiten ist. Aber es muss für sie nicht per se dieses Programm sein. Denn es sei „plausibel, dass die berichteten Effekte in verwandten Programmen vorkommen, die in ähnlicher Weise Beziehungen und Rollenmodelle fördern.“

Und was stellt sich jetzt noch für eine weitreichende Frage?

Viele große Studien aus den USA messen beim Youth Mentoring zwar meist positive, aber im Durchschnitt allenfalls geringe Effekte. Obwohl das oft auf schlechte Umsetzung zurückgeführt wurde, ist das für viele Wissenschaftler/innen dort zu wenig. Damit verglichen, irritiert das grüne Licht, das die Verhaltensökonom/-innen hier geben.

Einen Erklärungsansatz deuten sie in einer Fußnote an: In Studie sind die Mentees Grundschul Kinder, in den USA meist Teenager. Gut denkbar, dass jüngere Kinder empfänglicher für positive Einflüsse sind als ältere. Hinzu kommt: Die beteiligten Mentees in den USA sind oft schon mit vielen Problemen beladen (siehe Raposa et al 2019 [hier](#)). In jedem Fall ist immer genau hinzuschauen, sonst vergleicht man womöglich Äpfel mit Birnen.

Zum Nachlesen: Armin Falk, Fabian Kosse und Pia Pinger: *Mentoring and Schooling Decisions: Causal Evidence*. IZA Discussion Paper Series No. 13387, 2020, online [hier](#).



3. Was kommt:

Vom E-Mentoring gleich weiter zum Mentoring 4.0: Neue Technologien, neue Verbindungen, neue Rollen!?

In den USA, so scheint es, wird die nächste Stufe der Digitalisierung des Mentorings gezündet. Ganz auf der Basis wissenschaftlicher Evidenz, aber auch so weitreichend, dass man sich fragt: Ist das noch eine wirksamkeitsorientierte Erweiterung des Mentorings – oder schon ein neues Überwachungsregime? Zukunftsmusik!?

Aber der Reihe nach – zuerst die Vorgeschichte: Neuere Befunde der US-Forschung legen nahe, dass das Freundschafts-Modell des Mentorings ausgedient hat. Besser, weil nachweislich wirksamer, seien Ansätze, die klarere Ziele der Veränderung verfolgen. Besonders bei Mentees mit vielfältiger Problemlast solle man auf bewährte Interventionen zurückgreifen. Auf erwiesenermaßen effektive verhaltenspsychologische Techniken etwa, die auch freiwillige Mentorinnen und Mentoren einsetzen können, wenn sie entsprechend geschult worden sind. Über diese Forderung nach Paraprofessionalisierung der Freiwilligen, erhoben von Jean Rhodes, der Koryphäe der US-Amerikanischen Mentoring-Forschung, hatte 'Telemachos' schon berichtet (in den Ausgaben Nr. 12 [hier](#) und Nr. 13 [hier](#)).

Was hat das aber mit Digitalisierung zu tun? Nun, der neueste Dreh ist zu sagen: Wir haben gute Apps, mit denen sich Menschen überhaupt und Mentees im Speziellen sich verbessern können, sowohl in Sachen Bildung und Lernen als auch was Wohlbefinden und Resilienz angeht. Wer solche Apps nutzt, macht schnellere Fortschritte.

Die Lösung haben die Mentees insofern die ganze Zeit in der Hand bzw. in der Tasche. Der Haken ist nur: Die meisten nutzen diese Apps nur unregelmäßig. Es fehlt Disziplin. Aber nur Übung macht den Meister.

Jetzt kommen die Mentor/innen ins Spiel: Sie könnten doch ihre Mentees daran erinnern bzw. fordern, dass sie machen sollen, was die Apps an Übungen vorgeben. Um die Lage einschätzen zu können, sollen sie dafür – Achtung! – Zugriff auf die Daten der Mentees erhalten. Über eine App auf ihrem Smartphone sollen sie Angaben von deren Smartphone bekommen. So können die Mentor/innen sehen, wie

lange die Achtsamkeits- oder Matheübungen gemacht wurden. In den Worten der Macher/innen von [MentorHub](#), wie das Angebot benannt wird:

- „MentorHub ermöglicht es Mentoren und Mentoring-Programmen, die Nutzung der weltbesten Bildungs- und Wellness-Apps durch Mentees zu verfolgen und zu fördern.“
- „MentorHub gibt die Nutzungsdaten der Apps der Mentees an ihre Mentoren weiter, die diese anstupsen, Fehler beheben, loben und Leistungsabzeichen ausstellen können.“

Was die Technologie selbst nicht oder nur schlecht kann, sollen die Mentor/innen machen: Mentees motivieren, ermutigen und mit sanftem Druck bestärken, die Apps zu nutzen. Persönlich loben und auszeichnen, wenn es vorangeht. Ermahnen, wenn die Daten nicht stimmen.

Willkommen in einer neuen Mentoring-Welt! So wie Hausaufgaben-Kontrolle, nur noch etwas weitreichender? Mentor/innen als Überwacher, externes Gewissen, digitales Über-Ich? Als Stachel gegen das Abhängen und Ablenken? Mentees als Monitoring-Objekt, völlig durchschaubar?

Das alles geschieht unter dem Begriff der „supportive accountability“, schwer zu übersetzen. Es geht darum, dass jemand Rechenschaft ablegt und dieser Prozess technisch unterstützt wird.

Keine Frage: Für Veränderungen braucht es regelmäßiges Training und Disziplin. So funktioniert Entwicklung nach dem behavioristischen Verständnis: Lernen durch bloßes Machen, Wiederholen und Verstärken. Wenn die Apps und die begleitenden Mentor/innen dazu führen, dass die Mentees mehr machen und üben, kann das bessere Resultate erbringen.

Die Vorteile liegen auf der Hand: Es kommt nicht mehr allein auf Treffen an, den Check können Mentor/innen auch zuhause durchführen. Es erweitert sich damit der Pool an Freiwilligen, die dann auch weniger selbst geschult sein müssten. Und noch ein Nutzen, der angeführt wird: Engagierte Freiwillige könnten leichter mehrere Mentees begleiten.

Soweit nur einige erste Eindrücke dazu, Sie merken, wir sind noch am Verdauen.

Die digitalen Tools sind damit übrigens noch nicht alle beschrieben. Auch an die Koordinierenden ist gedacht. Etwa mit einer App, ein Art Whatsapp, über die die Tandems kommunizieren sollen, was „sichere, überwachte Textnachrichten zwischen Mentees und Mentoren ermöglicht“, denn die Koordinierenden können mitleesen. Und sie haben auch Zugriff auf die Daten des Mentees. Sie müssen daher nicht länger auf einen Rückruf warten, um zu wissen, wie es einem Mentee geht. Keine unnötigen Anrufe mehr bei einem Jugendlichen, dem es gut geht, der sich aber nur nicht meldet.

Sie könnten jetzt sagen: Heutzutage wird halt für alles eine App angeboten.

Wenn Erwachsene ihre Jogging-Strecken öffentlich teilen und Überwachung durch Helikopter-Eltern keine Randerscheinung ist, wieso sollen dann Mentor/innen nicht auch die Übungs-Level ihrer Mentees begutachten?

Man darf gespannt sein, ob und wie dieser Trend nach Europa kommt – und wie die Debatten und Wirksamkeitsstudien dazu ausfallen. Man könnte über das Menschenbild hinter der Einschaltung von Apps diskutieren. Oder fragen, was das alles mit den Beziehungen macht und ob es sinnvoll ist, dass sich Heranwachsende noch mehr mit Apps und dergleichen beschäftigen sollen. So kann man alles durch deklinieren, was in Sachen Digitalisierung ohnehin debattiert wird. Und man muss dazu auch vermerken, dass Deutsche für ihre Technikfeindlichkeit bekannt sind.

Auf eines aber muss man jetzt schon hinweisen: Die Organisation, die die Apps anbietet, argumentiert auf ihrer Webseite rauf und runter mit wissenschaftlichen Befunden, wie sie in Jean Rhodes neuem Buch wiedergegeben werden. Diese Wissenschaftlerin wiederum beschreibt in einem Blog-Artikel die App mit den gleichen Worten wie die Organisation.

Mehr noch, sie sagt darin: Wenn Mentor/innen als eine Art Lern-Coach Mentees bei der Technologie-Nutzung unterstützen, wenn also Mentoring und App-Technologie zusammenfinden, dann sei das vielleicht ein „Traumpaar“ – „a match made in heaven“.

Dazu erlauben wir uns einen spitzen Kommentar: Wer so schreibt, will etwas hypen. Wenn aus der Geschichte der Mentoring-Forschung aber etwas zu lernen ist, dann, dass man vorsichtig sein sollte, solange man noch nichts Genaues über etwas Neues weiß. Jean Rhodes sollte das wissen. Dass das erwähnte Freundschafts-

Modell die dominante Form wurde, daran hat sie viele Jahre lang mitgebaut, es mit Theorie begründet und mit Empirie verteidigt, gegen die Stimmen anderer, skeptischerer Forscher/innen. Die Programme haben sich danach ausgerichtet.

Dann zeigte sich in den USA: Mit Freundschaft allein kommt man doch nicht so weit. Nicht bei den Problemen, die viele Mentees im Teenager-Alter haben, von Depression bis drohendem Schulabbruch. Da braucht es, so Rhodes inzwischen, mehr bewährte psychologisch-pädagogische Techniken, die Mentor/innen anwenden sollen. Es braucht Bezugspersonen, die paraprofessionelle Fähigkeiten haben. Mentoring und Übung via Apps scheint jetzt der nächstliegende Weg, um dieses neue Versprechen einzulösen.

Vieles an diesem Vorstoß ist plausibel und zu testen und zu evaluieren, natürlich! Aber allein wegen besagter Vorgeschichte kann man es auch erst mal mit Vorsicht genießen.

„Older and wiser“ lautet der Titel von Rhodes neuem Buch. Ganz genau! Und deshalb bitte kein neuerliches Erlöser-Pathos und keine Rhetorik eines gerade frisch entdeckten Allheilmittels.

Zum Nachlesen:

Jean Rhodes: How the science of „supportive accountability“ could transform mentoring. In: Chronicle of Evidence-Based Mentoring. Editors Blog vom 31. August 2020, online [hier](#).

Jean Rhodes: Older and Wiser: New Ideas for Youth Mentoring in the 21st Century. Cambridge/Massachusetts, London 2020.



Last but not least

... sind wir gespannt, was der 3. European Mentoring Summit [hier](#) an neuen Einsichten bringt. Ab Montag, den 5. Oktober, gibt es fünf Tage lang Keynotes, Workshops etc. - alles online zwar, aber hoffentlich nicht weniger erkenntnisreich. Wo so viele Forscher/innen und Praktiker/innen zusammenkommen, ist Spannendes zu erwarten. Wir sind dabei und werden berichten. Wer solange in der kurzweiligen Doku des letzten Summits vor zwei Jahren in Berlin stöbern will, bitte [hier](#) entlang.

Impressum

Netzwerk Berliner Kinderpatenschaften e.V.,
Fehmarner Str. 12, 13353 Berlin
Tel.: 030 22 06 35 26, Mobil: 0172 599 43 48,
Mail: info@kipa-berlin.de
www.kipa-berlin.de

Vorstand: Florian Amoruso-Stenzel, Stefanie Corogil, Dr. Kerstin Falk,
Vereinsregisternummer: VR 31514
Steuernummer: 27/673/53968

Autor: Bernd Schüler

Redaktion: Gloria Amoruso, Florian Amoruso-Stenzel, Bernd Schüler
Mail an die Redaktion: telemachos@kipa-berlin.de

Foto: Mentoring.org. Design: Eva Lisette Zahneissen, mail@edelconfetti.de

Der Fachbrief 'Telemachos' wird über die 'Aktion Zusammen wachsen' des Bundesamt für Familie und zivilgesellschaftliche Aufgaben in Köln finanziert.



[nach oben](#)



